

# DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Vorbemerkung  
Feuer!

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ  
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

---

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.



# DAS NEBELHORN

---

---

Nr. 27

1. FEBRUAR 1928

II. JAHR

---

---

## VORBEMERKUNG

In einer behördlichen Zuschrift, die dieser Tage — im Sinne des Liedes: Was kommt dort von der Höh', was kommt dort von der ledernen Höh' — an mich „herabgelangte“, wurde mir der Charakter und die Beschäftigung eines Arztes angedichtet. Ich habe diesen in mir selbst bisher verborgenen, aber von der Behörde „ausgeforschten“ Arzt sogleich konsultiert; denn angesichts der besonderen Fülle des in den letzten Wochen allenthalben in Erscheinung getretenen Irrwitzes und vor allem angesichts der Notwendigkeit, mich mit ihm satirisch beschäftigen zu müssen, da, solange täglich gelogen wird, auch die Wahrheit täglich gesagt werden muß, hatte ich das bestimmte Gefühl einer herannahenden Gehirnlähmung. Der Arzt in mir bestätigte mir die Richtigkeit dieser Diagnose und verordnete meinem Hirn ein kurzes Ausspannen und gleichzeitig meinen, durch mehr als einjährigen Aufenthalt im stickigsten Nebel geschwächten Lungen eine kleine Erholungspause in reinerer Luft und künstlerischer Höhensonne. Ich begeben mich mit dieser Nummer also in ein schöneres Land, in das der Jugend, der Liebe und der Naturverbundenheit. Und ich will den Brauch, einer längeren Reihe von Kampfnummern eine solche Erholungsnummer folgen zu lassen, auch in Zukunft beibehalten. Mag in diesen Erholungsnummern die Schönheit des Zieles, für das, mag in ihnen die Häßlichkeit der Gegner, gegen die gekämpft werden muß, ihre weitaus eindringlichere als sonst, weil rein ästhetische Darstellung finden — sie werden dazu beitragen, die Ausdauer zu stählen, den Kampf mit dem dunkelsten Gelichter zu adeln, und den Lärm des Tages einer ewigen Melodie als Text zu unterlegen.

## FEUER!

Die Krone der Natur ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isoliert, um alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Goethe („Natur“).

Endlich hatte ich wieder einmal meinen lieben Freund Ernst in meinem abgelegenen Hause auf dem Lande zu Gast. Er lebte viel in der großen Welt, befand sich fast immer auf Reisen und nur ab und zu einmal kam von ihm ein Brief mit einer exotischen Marke, der mir sagte, daß er noch an mich denke.

Wir hatten im Garten zu Abend gegessen und saßen nun gemütlich beisammen. Es war ein wunderbar stiller Juniabend, der das Herz weich und mitteilbar machte. Schweigend lag das liebliche Tal in der Dämmerung zu unseren Füßen gebreitet. Ab und zu quackte ein Frosch unten in den Ufergebüschchen und die ersten Leuchtkäfer des beginnenden Hochsommers blitzten lautlos durch das immer tiefer werdende Dunkel. Und wenn der Chor der Grillen in den ungemähten und duftenden Wiesen ringsum für einen Augenblick verstummte, dann war es so stille, daß man den ziemlich entfernten Bach unten in seinem kühlen Grunde zwischen Steinen und Wurzeln glucksen hören konnte.

„Ach“, sagte Ernst und atmete tief auf „welch ein wundervoller, friedlicher Abend! Er erinnert mich an das sonderbarste, seligste Liebeserlebnis meiner Jugend. Soll ich es Dir erzählen?“

„Nur zu“, sagte ich, „wenn Du es mir nicht schon einmal erzählt hast.“

„Gewiß nicht. Ich schämte mich immer davon zu reden, denn es erschien mir zu närrisch und töricht. Heute aber sehe ich anders. Heute weiß ich, daß es nicht närrisch und töricht war und daß ich niemals reiner und tiefer das empfunden habe, was die Welt im Innersten zusammenhält.“

„Da bin ich doch neugierig!“

„Selbstverständlich war es in der Jugend“ fuhr er wie im Selbstgespräche fort, „in der fernen, schönen, seligen Jugend! Nur in der Jugend kann man sonderbare Geschichten erleben. Nur in der Jugend gehen wir noch unsere eigenen Wege, nur in der Jugend sind wir im Stande ganz unsere eigenen Gedanken zu denken, weil wir die Gedanken-Heerstraßen, die das Bequeme mit dem Nützlichen auf dem kürzesten Wege verbinden, noch nicht kennen. O, diese Bequemlichkeit! Alles wird durch sie gewöhnlich, schablonenmäßig und vor allem tristlos langweilig. Sie raubt uns alle persönlichen und tiefen Glücksmöglichkeiten und liefert uns dafür ein breiiges Allerweltsbehagen, das der Teufel holen möge. Sie überzieht die Sehnen des Körpers mit einer Fettschicht und das Sehnen des Herzens mit einer Kleisterschicht von Indolenz, die Widerwillen gegen jede Bewegung erzeugt.

Aber in der Jugend, in der auch für den bloß normal Begabten alles Problem ist, da ringt man noch mit diesen Problemen, die man später einmal — nicht am Ende löst, nein, nur beiseite schiebt, weil sie die Bequemlichkeit stören würden. In der Jugend, da handelt man noch nach Ideen und aus Ueberzeugung. Später einmal hat man weder die einen noch die andere, sondern man hat — nun, was hat man? Man hat Erfahrung. Und Erfahrung ist die Kenntnis des Weges, auf dem man sich am be-

quemsten aus jeder Affaire ziehen und sein Leben im Halbschlaf hinter sich bringen kann. Ja Erfahrung ist geradezu der Weg, auf dem man allem aus dem Wege gehen kann, so ein verlogener Pfad durch das Gestrüpp des blödsinnigsten Alltags, auf dem man es aber vermeidet, vom Wind angeblasen zu werden.

Aber hör zu!

\*

Ich war damals neunzehn Jahre alt. Neunzehn Jahre! Mein Gott, welch' ein Alter!

Durch das Lesen von Dichtern und Mißverstehen von Philosophen hatte ich den Kopf schon voll glühendem Jünglings-Idealismus, mit dem ich an die überragende Macht des Guten und Vernünftigen auf Erden glaubte wie an etwas Selbstverständliches. Dabei war mein Herz' noch voll kindlicher Unbesorgtheit, Torheit und Verantwortungslosigkeit. Meine Eltern wohnten damals, wie jeden Sommer, seit ich denken kann, in H., einem kleinen Dörfchen am Rande des herrlichen Buchenwaldes, der Wien im Westen und Norden umschließt. Vier Kilometer östlich des Dorfes lag die Bahnstation. Manchmal an schönen Sommerabenden konnte man die Züge bis zu uns hinaus hören, wie sie schnauften und zischten.

„Der Wind kommt aus Ungarn, denn man hört die Bahn. Da bleibt das Wetter schön,“ sagten da immer die alten Leute, die es verstehen mußten.

Am westlichen Ende des Dorfes, zu beiden Seiten der Straße, die nach Tulln führt, standen die einfachen Landhäuser und bescheidenen Villen der Wiener, die den Sommer hier heraußen zu verbringen pflegten. Sie waren keine sehr begüterten Leute, diese Sommergäste. Geschäftsleute aus den Vorstädten und kleine Beamte, für die es keine Ferien, sondern höchstens einen achttägigen Urlaub gab, den sie dann

in verwilderten Gärten, in Hängematten zwischen Apfelbäumen über dem vom Schatten der Blätter dunkelgesprenkelten Rasen schwebend und genießend, zubrachten. Täglich fuhren sie im Lichte der Morgensonne auf den Dächern der beiden ländlichen Stellwagen zur Bahn, Aktentaschen unter den Armen, in deren Metallbeschlägen bei der abendlichen Rückfahrt eben noch die letzten Strahlen der schon wieder sinkenden Sonne erblitzten. Täglich wurden sie abends auf dem Platz vor der Kirche von ihren Frauen und Kindern erwartet, mit vielem Geschrei begrüßt und nach Hause begleitet.

Das Leben im Dorfe war still und ländlich. Hühner gackerten, Hähne krächten und aus manchem Fenster drang Klavierspiel auf die staubige, im grellen Vormittagssonnenlicht daliegende Straße, über der die Schwalben hin- und herflitzten.

Für uns junge, heranwachsende Leute war das Leben beinahe zu still und ereignislos. Selbst die Väter und Mütter sahen das ein und gründeten deshalb den „Klub“, der jeden Samstag im Gasthof zum goldenen Löwen einen Unterhaltungsabend veranstaltete, an dem Theater gespielt, gesungen und endlich von den jungen Leuten getanzt wurde, während die Alten behaglich an den Tischen saßen und zusahen. Die Väter rauchten im wohligen Vorgefühl des kommenden Sonntags und angesichts der Möglichkeit, sich gründlich ausschlafen zu können, ihre Zigarre mit doppeltem Genuß und die Mütter taten das, was überall den Frauen, wenn sie einmal länger verheiratet sind und fühlen, daß sie selbst nicht mehr für die Liebe in Betracht kommen, den größten Spaß macht: sie sahen den ahnungslos dahintanzenden Paaren zu und kombinierten und verheirateten sie im Geiste nach ihrem Geschmacke und unter Bedachtnahme auf die wirtschaftliche Lage der Eltern.

Ab und zu machte auch der „Klub“ an einem schönen Sonntag, nicht zu früh am Vormittag, einen Ausflug nach dem benachbarten J. in das Gasthaus des Herrn Richter, wo gefrühstückt und allerlei Vieh besichtigt wurde. Ein zahmes Reh, ein kleiner Fuchs, ein Pfau und ein Uhu. Außerdem gabs alle Jahre anfangs August ein Wohltätigkeitsfest mit Tombola, dessen Ertrag zu einer Weihnachtsbescherung für arme eingeborene Kinder verwendet wurde. Und wenn dann im September die Regenzeit begann und man nur mehr von Stein zu Stein hüpfend die Straße überqueren konnte; wenn dann jeden Tag vor einem anderen Hause ein Möbelwagen zur Uebersiedlung nach Wien bereitstand, dann schloß die Tätigkeit des „Klubs“ geräuschlos und friedlich ein.

Die Weinhauer, die H. bewohnten, waren wieder allein und in den sonnigen herrlichen Oktobertagen, die den septemberlichen Regengüssen gewöhnlich noch folgten, hallten ihre Stimmen seltsam laut aus den Weingärten, die gleich hinter dem Orte anstiegen, bis herab auf die einsame, leere Dorfstraße.

\*

Es war im Juni, als sich die Geschichte zutrug. Ach, diese Geschichte! Wenn sich mir alles wieder so vor Augen stellt, dann kann ich es beinahe nicht glauben, daß ich es war, der alles erlebt hat.

Das Nachtmahl daheim war zu Ende und ich saß mit meinen Eltern noch um den Tisch, auf dem im Scheine unserer lieben, alten Petroleumlampe mit dem rosaroten Schirm, die schon die Abende meiner Kindheit erleuchtet hatte, ein paar Zeitschriften lagen, die das Mädchen, nachdem es die Schüsseln abgetragen, eben auf das weiße Tischtuch gelegt hatte. Ich reckte mich auf meinem Stuhle und fühlte mich unbändig wohl. Jung, stark, gesund und voll unbän-



digen Lebensgefühls war ich damals. Und während mein Vater mit der geliebten und wohlbekannten Handbewegung seine Brille vor die Augen schob und nach einer der Zeitschriften griff, öffnete ich verstoßen einen Knopf meines Hemdes und sah mit Vergnügen nach meiner braungebrannten Brust. Denn wir lagen täglich nachmittags in der Badeanstalt stundenlang in der Sonne, ließen uns rösten und einer wollte es dem anderen an Schwärze zuvertun.

Da ertönte von der Straße her ein wohlbekannter Pfiff, mit dem wir jungen Männer uns immer verständigten. Fast täglich nach dem Abendessen rief er uns zu den Genossen auf die Straße hinaus und wir machten dann mitsammen noch einen Spaziergang durch das dunkle, nur spärlich von Oellaternen erleuchtete Dorf. Lachend und plaudernd spazierten wir durch die engen Gassen, die von den Wohlgerüchen der vielen Gärten durchweht waren und sahen nach den Mädchen, die vor den Häusern standen oder an den Zäunen lehnten. Und manch einer trennte sich heimlich von uns und empfing oder nahm sich im tiefen Schatten eines hochgiebeligen Hauses die ersten wonnevollen Küsse der Liebe und tappte zum erstenmal nach einem runden, geheimnisvollen Mädchenbusen. Ach, wie neu und köstlich war das alles noch in jener fernen Zeit!

Ich eilte auf den Pfiff hin in den Vorgarten und sah auf die Straße hinaus, wo im Scheine der nahen Laterne zwei von den Kameraden warteten, mit denen ich den Nachmittag in der Badeanstalt zugebracht hatte. Sie teilten mir keuchend mit, daß es im Gasthof Richter zu J. brenne. Ich möge mit ihnen hinauskommen und sehen, was los sei.

Ich sagte es meinen Eltern, steckte den Hausschlüssel zu mir und eilte mit den beiden die Straße gegen J. zu.

Es war ein dunkler Juniabend wie heute. Wie heute stand kein Stern am Himmel. Zwischen den Gebüschten der Vorgärten und dem wilden Wein, der die Lauben, in denen noch genachtmahlt wurde, umspann, geisterte der Schein der Windlichter, klang Tellergeklapper und das Lachen von Frauen. Das leise Lüftchen, das uns entgegenwehte, roch nach Jasmin und den überall in voller Blüte stehenden Rosen. Wie heute flogen die ersten Leuchtkäfer des Jahres in sonderbaren Kurven durch das Dunkel.

Wir hatten eine halbe Stunde zu gehen. Keiner von meinen Begleitern wußte Genaueres darüber zu berichten, was eigentlich brenne. Ob der ganze Gasthof, ob nur eine Scheune. Aber aus Sensationslust und Unverstand wünschten wir wahrscheinlich, daß möglichst viel in Flammen stehe, um unser eintöniges Sommerdasein von einem bemerkenswerten Ereignis unterbrochen zu sehen.

Die beiden erzählten, daß sich nach dem telephonischen Anruf der Feuerwehr die Nachricht rasch in H. verbreitet habe und daß sie auf dem Wege zu meinem außerhalb des Dorfes gelegenen Elternhause viele junge Leute, die gleich uns zur Brandstätte eilten, überholt hätten. Auch viele Mädchen seien dabei gewesen. Selbst die überspannte Marianne hätten sie gesehen. Dabei blickten sie mich, wie ich in der Dunkelheit mehr fühlte als sehen konnte, von der Seite an und lachten.

Ach die Marianne! Sie war wirklich ein sonderbares Mädchen. Sie war die einzige Tochter eines bekannten Wiener Schriftstellers, der für den reichsten aller Sommergäste in H. galt. Und da sie obendrein hübsch war, fehlte es nicht an jungen Männern, die das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden suchten. Aber sie verstand sich darauf, sich alle vom Leibe zu halten. Sie tanzte nicht, sie hatte keinen Sinn für die oberflächlichen und geistlosen Beziehun-

gen, die man mit ihr — mein Gott, wie eben mit jedem anderen jungen Mädchen — anknüpfen wollte, und sie verbarg es kaum, daß sie alle jungen Männer in H. für Dummköpfe halte. Lieber machte sie mit den schmutzigen Kindern der Einheimischen Ausflüge in die Buchenwälder der Umgebung, bewirtete oft zwanzig und mehr von ihnen mit Milch, Honig und Butter, und oft sah ich sie im Kreise dieser kleinen unappetitlichen Rotznasen, die sie alle zärtlich zu lieben schien, singend, und wie die Kinder einen Blumenkranz im Haar, heimkehren.

Sie hatte trotz ihren siebzehn Jahren viel gelesen und viel nachgedacht und war eine zwar noch im Werden begriffene, aber schon durchaus eigene Persönlichkeit, die nichts so wenig kümmerte als das Gerede der Leute. Ihre Kleider waren nicht nach der Mode, sondern nach ihren eigenen Angaben geschneidert, ihre Haare trug sie in einem losen Knoten tief im Nacken und nicht hoch aufgetürmt, wie es die damalige Mode verlangte, und an den nackten Füßen trug sie Sandalen, die die Zehen frei ließen. Sie trug auch kein Mieder und zeigte in ihrem ganzen Wesen die ruhige Selbstsicherheit von Leuten, die vermögend und dadurch unabhängig sind, und die es wagen können, ihre eigenen Wege zu gehen. Den spöttischen Neid der anderen Mädchen übersah sie, den ärgerlichen Spott der abgeblitzten jungen Männer überhörte sie. Sie war allen gegenüber immer gleich höflich und kühl und man erzählte sich, wie witzig sie so manchen abgefertigt hatte, der ihr zu nahe hatte kommen wollen.

Mir hatte sie immer gut gefallen: wahrscheinlich deshalb, weil ich mir einbildete, der Einzige zu sein, den sie wärmer behandle. Sie nahm Anteil an meinen naturwissenschaftlichen und philosophischen Interessen und mir war wohl in ihrer Gegenwart. Da sie die Klubabende wegen der schlechten Luft in

dem Tanzlokale nicht besuchte, so trafen wir uns manchmal auf dem Promenadewege und saßen dort oft lange auf einer Bank, von der man einen schönen Ausblick über das Tal genoß. Dort führten wir endlose, ach, so schöne, ernstgemeinte und doch so törichte Gespräche über die Welt und das Leben und konnten doch keinen Ausweg aus den verwirrenden Widersprüchen finden, von denen wir uns umgeben sahen und die wir umso tiefer fühlten, je neuer und überraschender uns das Treiben der Menschen noch erschien. Das Einzige, was wir mit Sicherheit erkannten, war, daß wir beide anders seien als die übrigen jungen Leute und wir machten uns mit ungeschickter und täppischer Aufrichtigkeit gegenseitig Komplimente darüber, daß dem so sei. Und einmal gaben wir uns das Versprechen, jedes Vorurteil ohne Rücksicht in uns zu bekämpfen, denn schon damals schienen uns diese die Hauptursache aller großen Uebelstände dieser Welt und Gesellschaftsordnung zu sein. Immer wollten wir aufrichtig und wahr so handeln und reden, wie wir ehrlich empfanden und dachten. O du liebe theoretische, alles so genau nehmende Jugend!

Ich liebte Marianne nicht eigentlich. Weil ich in ihrer Gegenwart immer meinen Verstand anstrengte bei der aussichtslosen Mühe, das klar auszudrücken, was ich so verworren fühlte, ging mir ihre körperliche Weiblichkeit beinahe ganz verloren. Ich sah kaum etwas von ihrer schönen, fast schon frauenhaften Gestalt und kein anderer Wunsch regte sich in mir als der, ihre geistige Zustimmung zu allen meinen Theorien zu erlangen. Aber selbstverständlich hielten alle Leute dieses unschuldsvolle geistige Band, das uns verknüpfte, für Liebe, ja es gab welche, die Mariannen nach ihrem sonstigen dünnhäftigen Benehmen sogar ein „unsittliches“ Verhältnis mit mir zutrauten. Und auch meine beiden Beglei-

ter hatten nur deshalb gelacht, weil sie die gleiche Vermutung hegten, na, und weil es überhaupt vernünftig ist, einem anderen zu zeigen, daß seine Geheimnisse doch nicht gar so geheim seien, als er meint.

Ich stellte mich, als hätte ich nichts gehört; aber ich fühlte, wie um meine Mundwinkel ein Lächeln der reinsten Freude über die Nachricht zuckte, daß sie kommen werde. Es war dunkel und so sah es niemand.

Ein hinter uns schmetterndes, immer näher erschallendes Trompetensignal ließ uns zur Seite der Straße treten. Der einzige Wagen der freiwilligen Ortsfeuerwehr raste im Galopp an uns vorüber der Brandstätte zu. Und bald konnten wir auch schon die Flammen sehen, die höher emporleckten als der das Gehöfte umstehende Buchenwald.

Es war hohe Zeit, daß die Feuerwehr gekommen war. Die große Scheune brannte schon lichterloh und das Feuer drohte auch die kleine zu ergreifen, an die sich die Stallungen und das Wohngebäude schlossen. Weiber aus J. umstanden jammernd die Flamme und rissen ab und zu die Kinder zurück, die sich zu nahe an das Feuer herangewagt hatten. Ein paar Männer bemühten sich die kleine Scheune niederzureißen, um ein Uebergreifen der Flammen auf das Wohngebäude zu verhindern. Richters Knechte und ein kleiner o-beiniger Kellner in einem fleckigen Frack, dem noch seine Serviette aus der Hosentasche herausbaumelte, zogen schreiend das wildgewordene Vieh aus den Ställen und banden es in einiger Entfernung an die Bäume, wo es unruhig an Ketten und Stricken riß und das Feuer anbrüllte.

Die Feuerwehr hatte ausgespannt. Schläuche wurden ausgelegt und zwei dicke Saugrohre in den glücklicher Weise ganz nahe vorbeifließenden Wienerwaldbach versenkt. Dann aber zeigte es sich,

daß die ganze Mannschaft nötig war, um mit langen Haken das Heu auseinander zu reißen und den Wasserstrahl auf die richtigen Stellen der Flammen zu lenken.

Für die Pumpe blieb niemand übrig.

\*

Inzwischen waren nach und nach die Neugierigen aus H. angekommen und es war schließlich fast die ganze Jugend des „Klubs“ versammelt. Und — ich weiß nicht, wem die Idee zuerst kam — mit einem Male standen sämtliche jungen Mädchen und Männer an der Pumpe. Der ungefähr fünf Meter lange doppelarmige Pumpenhebel, der in der Mitte um einen festen Zapfen drehbar war, trug an jedem Ende einen drei Meter langen quer durch ihn hindurch gesteckten Holzgriff. An jeden dieser beiden Holzgriffe traten zwölf Personen, zu sechs und sechs einander gegenüber, die Gesichter einander zugewendet.

Am Ende des einen Hebels bemerkte ich plötzlich Marianne. Der ihr gegenüberliegende Platz war noch frei und ich trat zu ihr.

„Wie schön, daß Sie gekommen sind!“ sagte ich. „Ich glaubte schon mit der Gesellschaft hier allein bleiben zu müssen.“

Sie war noch vom Wege erhitzt und lächelte nur. Ich legte meine Hände neben und zwischen die ihren (wie klein die im Verhältnis zu den meinen waren!) auf den Holzgriff und nun gings los!

Prutzend und krachend schoß das Wasser aus den Schläuchen. Mit dem Elan und dem Eifer, mit dem Menschen, die keine Praxis im schweren körperlichen Arbeiten haben, jede solche Arbeit angehen, pumpte alles wie besessen. Bei jedem Niederdrücken des Hebels kamen die Gesichter der Gegenüberstehenden einander so nahe, daß man den Kopf

zur Seite neigen mußte, um nicht mit den Stirnen zusammenzustoßen. Mariannens Haare streiften meine Wangen und ich witterte den Duft ihrer in Schweiß geratenen Haut. Und bei jedem Niederdrücken des Hebels traf mein Blick unwillkürlich den ziemlich tiefen Ausschnitt ihres Kleides und die Kerbe zwischen ihren Brüsten.

Ich staunte, mein Lieber! Zum erstenmale hatte ich, durch keine philosophischen Tüfteleien gestört, Muße sie zu betrachten! Ihre vollen Arme, ihre weichen, runden Hüften, ihre feinen, nackt in den Sandalen steckenden Füße — mir wars, als sähe ich sie jetzt im Feuerschein überhaupt zum erstenmale! Ihr mochte es ebenso gehen, denn sie blickte mich unentwegt mit ihren braunen, innigen Augen, in denen die Unruhe der züngelnden Flamme flackerte, an. Und als ich sah, welch' ehrliche Mühe sie sich gab, mit ihren unzureichenden weiblichen Kräften am allgemeinen Werk mitzuhelfen: da fühlte ich mich ihr gegenüber zum erstenmal als Mann; nicht mehr wie bisher immer als gleich und als Mensch gegenüber dem Menschen, sondern als der Stärkere, als der Ueberlegene! Unsägliches Glück schoß heiß durch mein Herz, unbändige Kraft in meine Arme. Damals erfuhr ich es zum erstenmal, daß es das Weib ist, das dem Mann die Kraft gibt, die es ihm nimmt. Ich riß den Hebel so stark herunter, daß beim zweiten Holzgriff drüben ein Geschrei entstand, weil er durch den plötzlichen Ruck mehreren Händen entglitten war. Und wenn ich mich in diesem Augenblicke nicht geniert hätte, zu schreien, ich hätte den Brunftschrei des Menschen erfunden.

Die Fröhlichkeit unter den Pumpenden wurde allgemein. Alles lachte, schrie und rief durcheinander. Die meisten waren so klug gewesen, sich dem Mädchen, das gerade ihrem Herzen am nächsten stand, auch gegenüberzustellen. Lustige Bemerkun-

gen und Witze flogen hin und her, man stieß mit den Köpfen absichtlich aneinander und küßte sich dabei rasch und verstohlen. Die Nebenstehenden, die es bemerkten, machten schreiend die anderen darauf aufmerksam und das Gelächter wurde allgemein. Unbelästigt durch strafende Elternblicke wurden die Schüchternsten kühn. Die Mädchen quietschten, aber sie blieben bei der Pumpe. Wie hätten sie ihre selbstlose Tätigkeit, die dem Wohl des Nächsten gewidmet war, auch aus so persönlichen Motiven einstellen können! Aller Augen glänzten und der Rhythmus und Takt des Pumpens erhitzte die Gemüter immer mehr. Aus allen Mienen strahlte eine heitere Zufriedenheit mit sich selbst, weil man so tätig und hilfsbereit war und nichteinmal eine so schwere körperliche Arbeit scheute, um dem Nachbarn zu helfen. Und die Freude über die eigene Hilfsbereitschaft und die der anderen Mitpumpenden, die da schnauften, keuchten und schwitzten, schlang das einigende Empfinden um alle: wie edel sind doch im Grunde diese zu Unrecht als egoistisch verschrieenen Menschen! Niemand merkte, daß das, was am Anfang wirklich einer Regung von Hilfsbereitschaft entsprungen war, längst zum Selbstzweck geworden war. Daß niemand mehr an das Feuer und an das Unglück eines solchen Brandes für den Herrn Richter dachte, sondern nur mehr daran, wie lustig und originell das alles sei, wie man noch lange werde darüber reden können und ob wohl noch ein Küßchen zu riskieren sei.

Allmählich ermüdete man und das Pumpen ging langsamer, aber auch gleichmäßiger weiter. Die Fröhlichkeit aber ließ nicht nach, ja die Heiterkeit würde noch durch die Schweißtropfen, die jetzt von den einzelnen Nasen zu fallen begannen, verstärkt. Einer behauptete, er könne in dem Hemde, das überall an seinem Körper klebe, nicht mehr



weiterpumpen. Er zog es kurz entschlossen über den Kopf und warf es hinter sich ins Gras. Und wir andern taten so wie er. Das Quietschen der Mädchen, deren Frisuren sich gelöst hatten und denen der flackernde Schein des Feuers und die nassen, ins erhitzte Gesicht hängenden Haare ein mänadenhaftes Aussehen gaben, ging in ein schreiendes, unauslöschliches Gelächter über. Sitte und Zucht, die sonst immer an den Klubabenden das taten, was ihre einzige Beschäftigung ist, nämlich „walteten“, waren vergessen. Was sonst nie möglich gewesen wäre, hier wurde es möglich und der gute Zweck heiligte auch dieses Mittel. Wir pumpten mit nacktem Oberkörper weiter und ich bemerkte mit Vergnügen, daß meiner der braunste und muskulöseste war.

Marianne war bisher eine von den Stillsten gewesen. Nun wanderte ihr Blick von einem zum andern und blieb schließlich auf meiner Brust ruhen.

„Fein“, sagte sie anerkennend und lachte. Ich glaubte vor Stolz vergehen zu müssen. Eine rasende Lust am Leben, an meiner Kraft, an der Bewegung, ja selbst am Schwitzen ergriff mich. Und beim nächsten Niederdrücken des Hebels küßte ich sie auf den feuchten Nacken.

Sie lachte übermütig auf, wollte etwas sagen, brachte aber nichts heraus, sondern schüttelte nur mit dem Kopfe als wolle sie damit anzeigen, daß sie alle Luft zum Atmen brauche und zum Protestieren keine übrig habe. Aber ihre Augen verschwammen, ihre feinen Nasenflügel zitterten und ich sah mit einer Art von Mitleid und mit Liebe, mit unsäglicher, brennender Liebe, daß sie, die sonst so Ruhige und Kühle, erregt war.

In all dem Vergnügen und in der lauten bacchantischen Fröhlichkeit, in die sich für uns Hilfsbereite das Unglück des Nächsten verwandelt hatte, merkte niemand, daß das Feuer eingedämmt war und im-

mer niedriger brannte. Erst als der Wirt selbst kam, sich für unsere Unterstützung mit anerkennenden Worten bedankte, wobei er nur schwer sein Stauen über unser sonderbares Kostüm verbarg, erst als er uns einlud, uns auf seine Kosten für unsere Mühe zu stärken, bemerkte man mit Bedauern, daß alles zu Ende sei. Vier Feuerwehrmänner, die nun beim Brande entbehrlich waren, traten an die Pumpe, wir zogen wieder unsere Hemden an und alle begaben sich, mit den Taschentüchern die Stirnen trocknend und sich Kühlung fächelnd, in den nahen Gasthausgarten.

\*

Marianne und ich blieben allein zurück.

Die vier Feuerwehrmänner spuckten in die Hände und begannen gleichmütig zu pumpen.

Sie stand vor mir, die Arme emporgehoben und ein wenig ihr Haar in Ordnung bringend. „Nun, was geschieht jetzt mit uns?“ fragte sie.

Kannst Du Dir vorstellen, mein Lieber, was mir dieses „uns“ damals für Herzklopfen verursachte! Dieses kleine Wort, in dem wir, wie mir schien, zum erstenmal miteinander verbunden waren!

„Ich will nur das, was Sie wollen“, sagte ich. „Das meiste Verlangen aber hätte ich, offen gestanden, nach einem Bade!“ Im Augenblick als ich diese Worte aussprach, bedrückten sie mich aber auch schon wieder, denn ich war mir bewußt, nicht ganz die Wahrheit gesagt und nach etwas anderem ein noch größeres Verlangen zu haben. Aber wie hätte ich ihr das auf schickliche Weise gestehen sollen?

„Das ist eine herrliche Idee!“ rief sie. „Mir ist entsetzlich heiß. Aber wo kann man hier in diesem seichten Bache baden?“

„Ich weiß fünf Minuten von hier eine Bade-stelle: Dort kann man doch wenigstens bis zum Hals

im Wasser liegen. Kommen Sie, ich will Sie führen.“

Wir gingen miteinander die vom Staube weiß schimmernde und noch ein wenig vom verlöschenden Feuer erleuchtete Straße gegen H. zurück und bogen nach einigen hundert Metern links auf einen Wiesenpfad ab.

Alles, alles war plötzlich verändert. Das laute Gelächter, das Geschrei, das Keuchen der Pumpenden, das Prasseln des Feuers, das Prutzen und Zischen des Wasserstrahls, das Klappern der Pumpe, der helle, flackernde Schein des Feuers auf den vielen erhitzten Gesichtern, die anordnenden Rufe des Feuerwehrhauptmannes, die kurzen Hornsignale, mit denen sich die Löschenden verständigten, das Stimmengesumme all der Menschen, die uns umstanden hatten — wo war das alles mit einmal? Nun war wieder der Abend da, der dunkle, schwüle, sternenlos schweigende, der Grillengesang der Wiese und das Blitzen der Leuchtkäfer. Was war Wirklichkeit? Was war Traum? Wie tief empfand mein erregtes Herz die Veränderung! Und Marianne, die schattenhaft im Dunkel mit leichten Schritten in ihren Sandalen neben mir herging — war es wirklich dieselbe? Jenes geschlechtslose Wesen, mit dem ich so oft schon so superklug debattiert hatte? War es dieselbe, die eben noch hellerleuchtet und keuchend inmitten des Lärmes vor mir gestanden war und die ich auf den Nacken geküßt hatte?

Ich erschrack, als ich an den Kuß dachte. Nie hätte ich es jetzt gewagt, so keck zu sein und das zu tun, was mir noch vor kurzem so selbstverständlich erschienen war. Zürnte sie mir? Ich dachte daran, sie um Vergebung zu bitten, aber ich traute mich nicht, wieder davon anzufangen. Aber wie konnte sie denn zürnen, da sie doch mit mir ging? Du hast sie geküßt und sie ist dennoch nicht davon gelaufen, sie ist bei dir geblieben, sie ist also mit diesem Kusse

einverstanden, ja sie hätte vielleicht sogar gegen einen zweiten nichts einzuwenden! Alles an mir zitterte bei diesem Gedanken. Fühlte ich doch zum erstenmal Liebe, Liebe, die etwas ganz anderes war, als das abscheuliche Zeug, über das ich sonst mit meinen Kameraden zu witzeln pflegte.

„Wenn uns nun die andern so in der Dunkelheit verschwinden gesehen hätten!“ flüsterte plötzlich Marianne und ich weiß es heute noch, wie meinen geschärften Sinnen dieses durch niemands Nähe begründete Flüstern auffiel. „Mein sogenannter guter Ruf ist ohnehin schon schlecht genug!“

Ich sah im Scheine des gerade noch einmal aufflammenden Feuers, wie sie ihre Miene zu einem Lächeln zu verziehen suchte. Aber es mißlang und ich erblickte nur Erregung in ihren lieben Zügen.

„Marianne“, sagte ich und zwang meinen Atem mit Gewalt zur Ruhe, „erinnern Sie sich noch des Versprechens, das wir uns einst gaben, alle Vorurteile abzulegen und immer restlos wahr miteinander zu sein?“

„Ja,“ sagte sie leise.

„Was ist denn eigentlich der „gute Ruf“ eines Mädchens?“ fragte ich mit lächerlichem Pathos, in der Absicht, meine Erregung hinter weisen Worten zu verbergen. „Ist er etwas anderes als die Anerkennung der blöden Masse für jene konsequente Temperamentlosigkeit, die mit trauriger Energie darauf hinweist, daß sich mit dem Ring am Finger auch die Gefühle einstellen würden?“

Sie lachte. „Na ja, etwas Wahres ist schon dran. die Gefühle einstellen würden?“

„Warum nicht?“ rief ich beleidigt. „Sind die logischen Gesetze andere für Mann und Weib? Die Ehe ist der Minimalpreis des Weibes, festgesetzt von denen, die bei Betrachtung ihres Spiegelbildes

mit Recht in Bezug auf sich eine Absatzkrise auf dem Heiratsmarkt voraussehen. Wer billiger gibt, verdirbt den anderen das Versorgungsgeschäft und sein guter, man kann ruhig sagen: kaufmännischer Ruf ist dahin. Ein Trust der Unterleiber, der könnte ihnen so passen!“

Wie klug ich zu reden und wie geschickt ich alles einzufädeln vermeinte!

Sie merkte damals das komische meiner aufgeregten Rede gar nicht, obwohl sie doch sonst immer gleich mit ein paar spöttischen Bemerkungen bei der Hand war. Mit Bewegung erkannte ich daran, wie sehr sie heute eine andere war. Es ist so rührend, zu sehen, wie eine Frau, die viel Verstand hat und eine starke Natur ist, mit einemmale schwach wird. ein hingebendes kindliches Geschöpf, ein Weib wie alle.

Wir waren beim Badeplatz angelangt. Der Bach floß hier durch eine Wiese, stille und nur ab und zu wie in Wohlbehagen glucksend. Dunkle Gebüsch verrieten den Lauf seiner Ufer und eine blühende Sommerlinde streckte ihre Zweige über das kaum hörbare, nächtliche Wasser und duftete schwer.

„Hier sind wir,“ sagte ich.

„Wie schön!“ flüsterte Marianne, als ob sie fürchtete, die Stille zu stören.

Wir setzten uns ans Ufer. Das Gras war trocken und infolge der Bewölkung des Himmels ohne Feuchtigkeit. Ich zitterte vor dem, was nun kommen würde. Meine Zähne schlugen aneinander und meine Knie bebten.

„Aber“, sagte sie nach einer Weile. „wie machen wir es nun wirklich mit dem Bade? Ich habe kein Badekleid.“

„Nun ich auch nicht“, sagte ich und bemühte mich, meiner Stimme Festigkeit und Gleichmut zu geben. „aber wir können uns ja ungefähr denken, wie

wir aussehen. Doch, wenn es Ihre Schamhaftigkeit verletzt, so verspreche ich Ihnen, die Augen zuzumachen, obwohl ich ohnehin nur sehe, daß ich nichts sehe.“

„Ach, Sie können die Augen ruhig offen halten“, rief sie mit übermütiger Stimme. „Die dunkle Nacht soll heute mein Badekleid sein.“

Und sie begann ihre Sandalen zu lösen.

„Wie töricht ist doch im Grunde diese Schamhaftigkeit“, fuhr sie dabei wie im Selbstgespräch fort. „Ich habe schon oft über sie nachgedacht. Sie scheint wie eine Forderung des Neides der Häßlichen, die einen guten moralischen Grund haben wollen, ihre eigene Unschönheit verbergen zu können und deshalb auch von den Wohlgebauten verlangen, daß sie ihre Körper verhüllen.“

Ich gab ihr Recht. „Und da sie in der Mehrheit sind“, sagte ich noch, „machen sie es wie jede Mehrheit: sie erheben das, was ihnen nützt, zum moralischen Gesetz, als ob die Moral etwas mit der Eitelkeit der körperlich weniger Gelungenen zu tun hätte!“

„Wie lächerlich das alles ist!“ sprach sie.

Nun war ich aber am Ende meiner, wie Du gemerkt haben wirst, aus Schopenhauer bezogenen Weisheit. Mein Herz klopfte, daß ich meinte, sie müsse es durch die Stille der Nacht hören und gegen das Geräusch des Herabgleitens des Kleides von einem Mädchenleibe war kein Philosophensprüchlein mehr gewachsen. Ich blickte scheu zu ihr hinüber. Es war so finster, daß ich wirklich nicht viel mehr, als einen ungewissen Schimmer ihrer Bewegungen sehen konnte.

„So lange ich bekleidet bin“, sagte sie langsam und ich hörte, wie irgend ein Druckknopf beim Öffnen knaxte, „habe ich immer das Gefühl, daß zwischen mir und der Natur noch eine Scheidewand er-

richtet ist. Erst wenn ich nackt bin, trete ich ganz in sie hinein als ihr Geschöpf und nichts weiter.“

Ich riß rasch meine wenigen Kleider von mir und stand auf.

„Ach“, rief sie leise und erhob sich ebenfalls, „wie köstlich und wie kühl!“ Sie stand nackt neben mir und ihr weißer Leib schimmerte sanft durch die Dunkelheit, wie ein mildes, verhülltes, dämmerndes Licht.

Und da geschah etwas Seltsames. Meine Begierde, die eben noch so hoch ging, zerrann mit einemmale zu nichts. Das Herz begann sanft zu schlagen, leicht hob und senkte sich die Brust, besänftigt und geglättet durch eine unfaßbare, neue, alles umspannende Seligkeit.

Unbeschwert von Bedenken der Schicklichkeit, die ich noch vor einigen Minuten gehabt hatte, gestand ich ihr's.

„Ich weiß es, lieber Freund,“ sagte sie weich. „So wie wir beide muß sich wohl Adam und Eva im Paradiese gefühlt haben, als sie von ihrer Blöße nichts wußten. Ob nicht das hüllenlose Beisammensein von Mann und Weib inmitten der freundlichen Natur immer wieder und auch heute noch das Paradies ist, das wir nur durch unsere eigene Torheit verloren haben?“

Wir lägen nebeneinander ausgestreckt auf dem Rücken, bis zum Kinn in dem sanft dahinfließenden Wasser. Es war warm, zärtlich plätscherte es über unsere Schultern und aus seiner Wärme begrüßte uns noch der längst versunkene Sonnenschein des heute gewesenenen Tages.

„Marianne“, fragte ich nach einer Weile des Schweigens, „was denken Sie?“

Ihre liebe Stimme kam aus dem Dunkel zurück: „Ich denke gar nichts, ich empfinde nur. Ich fühle nur die tiefe Göttlichkeit dieses durch keine Sorge.

durch keinen Gedanken mehr beschwerten Lebens. Diese tierische Lust des Atmens, diese Wonne des Seins. Ist nicht das Leben als Zweck des Lebens hinreichend? Wozu brauchts noch andere Zwecke? Aber gilt dieser Zweck überhaupt noch für uns Menschen? Wo tappen wir gewöhnlich umher und wie tief empfinden wir es, wenn unser Irrweg — wie heute bei uns — wieder einmal den rechten Weg kreuzt!“

Ich stimmte ihr zu. „Ich war immer der Ansicht“, sagte ich, „daß der, der das wahre Leben nicht kennt, sondern nur jenes Dahinvegetieren, zu dem die meisten, sei es durch eigene, sei es durch fremde Schuld gezwungen sind, daß nur der behaupten kann, das Leben sei der Güter höchstes nicht. Wie müßt ihr Frauen euch fühlen, weil ihr dieses höchste und seligste von allen Gütern schenken könnt!“

Sie gab keine Antwort und schwieg.

Minutenlang dauerte die Stille und durch sie vertraut gemacht, begann rings die Natur laut zu werden. O, diese warme, freundliche, selige Hochsommernacht, wie goß sie ihren Zauber in unsere jugendlichen, offenstehenden Herzen! Wie liebte sie uns, da sie sich unseren allmählich an die Dunkelheit gewöhnten Augen sogar ein wenig entschleierte! Wir sahen das sanfte Gebreite des lieblichen bachdurchschlängelten Wiesentals und ahnten mehr als wir sahen, die zu beiden Seiten gemächlich ansteigenden waldigen Hügel. Ein Rehpärchen zog, ein Tier hinter dem anderen, nahe bei uns vorüber durch die Wiese zur Tränke. Die Linde über uns duftete immerzu. Ganz nahe in einem Ufergebüsch quakte plötzlich ein Laubfrosch so laut auf, daß wir beinahe erschracken, ein zweiter antwortete weit in der Ferne, ein dritter und vierter mischten sich dazu und ein Chor erhob sich. Wir verstanden al-



les. Ohne Unterbrechung stieg der Gesang der Grillen aus den ungemähten Wiesen. Zwischen allen Gräsern knisterte es und wisperte es, zwischen allen Blättern flüsterte und rauschte es. Seltsame glucksende Töne drangen aus dem Wasser und kleine Weißfische zupften vertraulich an unseren Beinen. Leuchtkäfer tanzten immer zahlreicher durch die Finsternis und suchten nach den Weibchen, die still und lockend im Ufergrase glühten. Fledermäuse jagten einander und huschten schattenhaft knapp über den Wasserspiegel und Nachtschmetterlinge surrten in der Krone der bräutlich blühenden Linde.

Die Bahn piff unten an der Donau und unter einer rötlichen Wolkenkuppe brauste kaum hörbar hinter den Hügeln der nächtliche Lärm von Wien, anschwellend und abklingend mit dem Wehen der Luft.

Wie fremd klangen diese Geräusche törichter, Leben untergrabender menschlicher Unrast in der Harmonie der lebenden, liebenden, brünstigen, immer neues Leben zeugen wollenden Natur um uns her!

Wie ein schriller Mißton in einem reinen Akkord, wie ein schwarzer Fleck auf einem weißen Kleide, so weh taten uns diese Rufe aus dem Leben der Menschen. Wie fern und fremd lag das alles zurück in einer wüsten, kaum mehr vorstellbaren Vergangenheit. Wo waren wir hingeraten? Waren wir überhaupt noch Menschen, Angehörige jenes Reiches der klugen, allzuklugen Gedanken, der technischen Fortschritte, der sittlichen Gesetze, der moralischen Vorurteile, des Neides, der Eitelkeit, der Bosheit, der Schadenfreude und der Lüge? Unverständlich und unfaßbar erschien uns dies alles, ganz erfüllt waren wir von dieser reinen Harmonie der Natur und des einfachen tiefen Lebens der Tiere, nur in ihr atmeten und lebten wir noch. So muß es

dem Liebespaar im Märchen gegangen sein, das plötzlich die Stimmen aller Vögel und Tiere verstand, die Stimmen der Menschen aber nicht mehr. Zugeklappt war hinter uns die Türe zu der schmutzigen verlogenen Menschenwelt, in ein neues, unbekanntes, seliges Reich waren wir geraten. Wundersam verwoben und vermischteten sich die Empfindungen in unseren zitternden Herzen.

Und als wir das Wasser, in dem es uns in unserer tiefen Erregung zu warm geworden war, verließen, da waren wir weiter nichts mehr als zwei nackte, unverbildete Geschöpfe dieser Erde. Männchen und Weibchen, nicht mehr und nicht weniger als zwei Grillen, zwei Käfer oder zwei Tiere des Waldes. Angetraut war mir Marianne, nicht durch Priester und Weihrauch, nicht durch Ehepakete und Erklärungen, sondern nach dem heiligen, uralten Gesetz der Natur von der Ewigkeit alles Lebens. Ein tiefes, göttliches, urgewaltiges Verlangen nach ihr ergriff mich, tausendmal heiliger und reiner als die Begierde nach Lust, die ich noch vor kurzem empfunden hatte. Mit unsäglicher Bewegung streckte sie die Arme nach mir aus und sank mit mir zwischen Blumen und Gras.

War ich noch ich? War ich nicht der Regen, der in die Ackerschollen fällt und sie befruchtet, die Sonne die in die Tiefe dringt und Leben hundertfältig weckt, war ich nicht das Leben selbst, das wie Feuer in allen meinen Adern glühte? Und lag sie nicht in meinen Armen, so warm, hingebend und süß wie die geliebte, ewig junge, empfangende Allmutter Erde?

Und alles Weben der Natur, das liebende Rufen der Tiere, das Duften der Linde, der Hauch des Windes, das Glucksen des Wassers, das Flüstern des Grases und unser beider Glück — alles, alles, alles, schmolz hin in Eines . . . . .



# DAS NEBELHORN

ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

## BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern . . . . .	12 Schilling
12 Nummern . . . . .	6.50 „
6 Nummern . . . . .	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern . . . . .	9 Mark
12 Nummern . . . . .	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern . . . . .	14 Schw. Fr.
12 Nummern . . . . .	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.  
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.